

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



»Yu Hua verschafft der staunenden Kinderperspektive und damit dem Absurden und Ungeschönten Geltung.« Andreas Breitenstein, NZZ

Von seinem Lieblingsplatz am Teich aus beobachtet der kleine Junge Sun Guanglin die Absonderlichkeiten in seinem chinesischen Dorf. Ihm offenbart sich ein Land, in dem jeder auf den eigenen Vorteil bedacht ist und Demütigungen hinter jeder Ecke lauern. Die Erwachsenen, getrieben von Verlangen, Neid und der Sehnsucht nach Bedeutung, machen sich selbst das Leben schwer, die Kinder eifern ihnen nach, ohne die in ihnen aufkeimenden Gefühle zu verstehen. Doch zwischen den Versuchen, die angegriffene Würde zu bewahren, entstehen Momente des Glücks: In Freundschaft und Zuneigung, Nachdenklichkeit und Wissen findet Sun Guanglin Zuflucht und einen Ausweg aus der Not seiner Eltern.

*Yu Hua* ist während der Kulturrevolution aufgewachsen und hat fünf Jahre als Zahnarzt praktiziert, bevor er Schriftsteller wurde. Die Darstellung der gesellschaftlichen Wirklichkeit in ›Schreie im Regen‹, Yu Huas erstem Roman, brach alle Tabus und war bei seinem Erscheinen in China eine Sensation. Seitdem ist er einer der wichtigsten Gegenwartsauf Autoren Chinas. Auf Deutsch sind von ihm erschienen der Roman ›Leben!‹ (1998), der von Zhang Yimou verfilmt wurde, ›Der Mann, der sein Blut verkaufte‹ (2000), der Welterfolg ›Brüder‹ (2009), der Essayband ›China in zehn Wörtern‹ (2012) und zuletzt ›Die sieben letzten Tage‹ (2017). Yu Hua wurde 1960 in der ostchinesischen Provinz Zhejiang geboren und lebt in Peking.

*Ulrich Kautz*, Jahrgang 1939, arbeitet als Übersetzer zeitgenössischer chinesischer Belletristik. Von ihm liegen zahlreiche Übertragungen vor, u.a. von Deng Youmei, Lu Wenfu, Wang Meng, Yan Lianke und Yu Hua (›Leben!‹, ›Der Mann, der sein Blut verkaufte‹, ›Brüder‹).

Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

YU HUA

SCHREIE IM  
REGEN

Roman

*Aus dem Chinesischen  
von Ulrich Kautz*

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Dezember 2018

Die Originalausgabe erschien 1991  
unter dem Titel »Zai xiyu zhong huhan«  
in der Zeitschrift ›Shouhuo‹  
© Yu Hua, 1991

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-70279-4

# KAPITEL 1

## *Das Dorf Nanmen*

Es war im Jahr 1965, dass ein Kind – ich – zum ersten Mal von einer namenlosen Angst vor der Nacht gepackt wurde.

Ich denke zurück an jene regnerische Nacht, da ich im Bett lag, ein winziger Junge, nicht größer als eine Puppe. Die von der Dachtraufe herabfallenden Tropfen ließen mich die ringsumher herrschende Stille umso eindringlicher empfinden, doch auch sie verstummten allmählich, während ich friedlich einschlief. Es muss in jenem Moment zwischen Wachen und Schlafen gewesen sein, dass sich vor mir ein versteckter Pfad auftat, der erst durch ein Gehölz und dann über eine Wiese führte. Aus der Ferne vernahm ich plötzlich die Stimme einer Frau, es hörte sich an, als schluchze sie verzweifelt. Die Erinnerung an diese heiseren Schreie, die durch die gerade noch so unvergleichlich stille Nacht hallten, lässt mich selbst heute noch erbeben, wenn ich an meine Kindheit zurückdenke.

Ich sehe mich vor mir, ein Kind mit schreckgeweiteten Augen, die Konturen des Gesichts in der Dunkelheit verschwimmend. Als die Schreie der Frau kein Ende nehmen wollten, wartete ich angespannt und voller Furcht auf eine andere Stimme, die der Frau antworten und sie beruhigen würde. Heute ist mir klar, warum ich damals so in Panik geriet: Es war das Ausbleiben dieser Antwort. Nichts macht mehr Angst als solche einsamen, abgerissenen Schreie in einer endlos langen dunklen Regennacht.

Diese Szene wird in meiner Erinnerung so gleich abgelöst von einer

anderen: Am hellen Tag tollten weiße Ziegenlämmer durch das grüne Gras am Ufer eines Flusses. Diese Szene tröstet hinweg über die von der vorangehenden ausgelösten Ängste. Nur wo genau ich sie erlebt habe, kann ich nicht sagen.

Es mag ein paar Tage später gewesen sein, dass ich doch noch eine Stimme hörte, die auf die Schreie der Frau reagierte. Gegen Abend – ein Gewitter war gerade vorübergezogen, aber dunkle Wolken ballten sich noch immer am Himmel wie dichter Rauch – hockte ich an dem Teich hinter dem Haus. Da sah ich einen Fremden durch die feuchte Dämmerung auf mich zukommen, einen Mann, dessen schwarze Kleidung sich hinter ihm wie eine Fahne bauschte. Als er sich näherte, glaubte ich plötzlich wieder die durchdringenden Schreie jener Frau zu hören. Schon aus der Ferne hatte der fremde Mann mich mit seinen durchbohrenden Augen angestarrt, und auch beim Näherkommen wandte er seinen Blick nicht von mir ab. Doch in dem Moment, da mich die Panik zu überwältigen drohte, bog er plötzlich auf einen Feldweg ab und entfernte sich allmählich immer weiter von mir, wobei seine schwarzen Kleider im Wind knatterten. Wenn ich jetzt, als Erwachsener, an die Vergangenheit zurückdenke, stocke ich stets an dieser Stelle und wundere mich, wieso ich damals das Rauschen des Mantels jenes Mannes als Antwort auf die Schreie der Frau in der besagten Regennacht interpretierte.

Und dann erinnere ich mich an den Vormittag, an dem ich mit einigen anderen Dorfkindern über weiche Erde und durch windgezaustes Gras tollte. Der Sonnenschein kam mir damals eher wie warme Farbe auf unseren Körpern vor und nicht wie blendendes Licht. Wir sprangen umher wie die Lämmer am Flussufer, bis wir nach einer geraumen Weile – jedenfalls kam es mir so vor – zu einem verfallenen Tempel gelangten, wo mir als Erstes mehrere riesige Spinnennetze auffielen.

Ein Junge aus dem Dorf kam uns entgegengelauten. Noch heute erinnere ich mich, wie bleich er war und wie seine Lippen zitterten, als er uns mit den Worten empfing: »Da ist ein Toter!«

Der Leichnam lag unter den Spinnennetzen. Ich sah mit einem Blick, dass es der schwarzgekleidete Mann war, der am Abend auf mich zu gekommen war. Sosehr ich mich auch bemühe, mir meine Gefühle in jenem Augenblick ins Gedächtnis zu rufen – es gelingt mir nicht. Meine damalige Gemütsverfassung ist vollständig aus meiner Erinnerung getilgt, nur noch die bloßen Fakten sind mir gewärtig, alle heute damit verbundenen Assoziationen sind spätere Beigaben.

Der plötzliche Tod eines fremden Mannes konnte bei dem Sechsjährigen, der ich damals war, nicht mehr als leises Erstaunen auslösen, jedenfalls keine lang anhaltende Betroffenheit: Das Gesicht nach oben gewendet, lag der Mann mit geschlossenen Augen auf der feuchten Erde, ganz entspannt und friedlich. Mir fiel auf, dass seine Kleidung mit grauem Schlamm beschmutzt war, der auf dem schwarzen Stoff ein Fleckenmuster bildete, ähnlich wie das triste Grün auf einem staubigen Feldweg. Es war das erste Mal, dass ich einen Toten sah. Er wirkte auf mich, als ob er schlief. Genau: Sterben, so schloss ich aus diesem Anblick, das ist so wie Einschlafen.

Von da an fürchtete ich mich vor nichts so sehr wie vor der Nacht. Ich sah mich am Dorfeingang stehen und stellte mir vor, wie die Dunkelheit gleich einer Flutwelle auf mich zu rollte und meine Augen, nein: alles verschlang. Lange, lange lag ich dann in der Dunkelheit und wagte nicht einzuschlafen, zumal die Stille um mich herum meine Angst nur noch mehr steigerte. Immer wieder kämpfte ich verzweifelt gegen den Schlaf an, der mich mit aller Macht zu überwältigen versuchte. Ich befürchtete, ich würde wie jener fremde Mann nie wieder aufwachen, sobald ich einmal eingeschlafen wäre. Am Ende aber war ich jedes Mal so todmüde, dass ich dennoch vom

Schlaf übermannt wurde. Wachste ich dann am Morgen auf und sah das Sonnenlicht durch den Türspalt einfallen, war ich überglücklich, noch einmal mit dem Leben davongekommen zu sein.

In meiner Erinnerung an die Zeit als Sechsjähriger gibt es noch eine Szene, in der ich mich auch wieder rennen sehe. Ich erlebe aufs Neue die große Stunde der städtischen Bootswerft, deren erstes Betonboot auf dem Wasserweg bei uns in Nanmen ankam und von allen Dorfbewohnern, darunter meinem großen Bruder und mir, begrüßt werden sollte. Deshalb waren wir zum Flussufer gerannt.

Wie hell doch damals die Sonne schien! Und wie lustig das blau karierte Kopftuch meiner jungen Mutter im Herbstwind flatterte! Wie erstaunt mein kleiner Bruder auf dem Schoß der Mutter mit seinen weit aufgerissenen Äuglein um sich schaute! Und wie unbeschwert laut das Lachen meines Vaters, der barfuß auf dem Feldrain stand! Aber was hatte dieser hochgewachsene Mann in Armeeuniform hier zu schaffen? Inmitten meiner Familienangehörigen fiel er auf wie das Blatt eines Laubbaums, das vom Wind in einen Nadelwald geweht worden ist.

Das ganze Flussufer war voller Menschen, und alle redeten aufgeregt durcheinander. Mein großer Bruder zeigte mir, wie man sich zwischen den Hosenbeinen der Erwachsenen hindurchschlängelt. Endlich waren wir direkt am Wasser angelangt, reckten wie zwei Schildkröten unsere Häse zwischen den Beinen zweier Männer hervor und schauten uns um.

Ohrenbetäubender Lärm von Gongs und Trommeln kündigte den lang erwarteten Höhepunkt an: Unter den Hochrufen der freudig erregten Menschen beiderseits des Flusses näherte sich das Betonboot. Bunte Papierfähnchen, die an langen Seilen befestigt waren, vermittelten den Eindruck, als schwebten lauter Blumen auf dem Boot über den jungen Männern – vielleicht ein Dutzend –, die aus Leibeskräften ihre Gongs und Trommeln bearbeiteten.

Ich rief meinem Bruder zu: »Woraus ist das Boot gemacht?«

Er wandte sich um und brüllte in gleicher Lautstärke: »Aus Stein!«

»Wieso sinkt es nicht?«

»Idiot!«, rief er. »Siehst du nicht die Seile?«

Wang Liqiang, der stattliche Mann in Armeeuniform, der so plötzlich aufgetaucht war, ist dafür verantwortlich, dass in meinen Erinnerungen an Nanmen eine Lücke von fünf Jahren entstand, denn er nahm mich an die Hand und bestieg mit mir einen schrill tutenden Dampfer, der uns nach einer langen Flussreise in eine Stadt namens Sundang brachte. Ich ahnte nicht, dass meine Eltern mich verschenkt hatten, dachte, es handele sich um einen interessanten Ausflug.

An jenem Tag begegneten Wang Liqiang und ich auf dem schmalen Weg meinem von allerlei Gebrechen geplagten Großvater. Er sah mich kummervoll an, doch ich fertigte ihn großspurig ab: »Ich habe jetzt keine Zeit, mit dir zu reden!«

Der Zufall wollte es, dass ich fünf Jahre später, als ich allein nach Nanmen zurückkehrte, an derselben Stelle abermals meinen Großvater traf.

Nicht lange nach meiner Heimkehr siedelte eine Familie Su aus der Stadt nach Nanmen um. Die beiden Jungen, die zur Familie gehörten, brachten an einem Sommermorgen ein rundes Tischchen nach draußen, stellten es in den Schatten eines Baumes und begannen zu frühstücken.

Im Folgenden gebe ich die Szene so wieder, wie ich sie als Zwölfjähriger damals erlebte.

Die Jungs aus der Stadt hatten Hemd und Hose aus dem Kleiderladen an, während ich kurze Hosen trug, die meine Mutter mir aus selbstgewebtem Stoff geschneidert hatte. Neben dem Teich hockend, beobachtete ich, wie sich mein vierzehn Jahre alter großer Bruder mit unserem kleinen Bruder – beide wie ich mit nacktem

Oberkörper und dunkelhäutig wie die Schlammpeitzger – den neuen Nachbarskindern näherte.

Ich wusste, was sie vorhatten, denn ich hatte gehört, was der Große drüben auf dem Getreidetrockenplatz gerufen hatte: »Kommt, wir gucken mal, was die Städter zum Frühstück essen!«

Von all den vielen Kindern auf der Trockentenne war aber nur einer bereit, diesem Aufruf zu folgen: unser neunjähriger Bruder. Er trittete hinter dem Großen her, der kühn wie ein Löwe mit ausgreifenden Schritten und hocherhobenen Hauptes auf die frühstückenden Stadtjungen zuing. Die Körbe für Grünfutter, die den Brüdern am Arm hingen, schwankten dabei hin und her.

Die fremden Jungs hatten ihre Essschüsseln und -stäbchen abgestellt und schauten meinen sich nähernden Brüdern wachsam entgegen. Die jedoch machten nicht einmal halt bei ihnen, sondern marschierten großspurig vorbei, um das Haus der Zuzügler herum und auf demselben Weg, den sie gekommen waren, wieder zurück, wobei allerdings die zur Schau getragene Gleichgültigkeit meines kleinen Bruders weniger überzeugend wirkte als die Blasiertheit des Großen.

Als sie wieder auf der Trockentenne waren, hörte ich, wie mein großer Bruder sagte: »Die Städter essen Salzgemüse, genau wie wir.«

»Ohne Fleisch?«

»Ohne alles!«

Der Kleine stellte richtig: »Doch, das Salzgemüse war mit Öl angemacht, anders als bei uns!«

Mein großer Bruder schubste ihn vorwärts: »Los, weiter! Öl – was ist daran so besonders? Bei uns zu Hause gibt's auch welches.«

»Aber bei denen ist es Sesamöl, und das haben wir nicht!«

»Sesamöl? Woher willst du das wissen?«

»Hab's gerochen.«

Als ich zwölf Jahre alt war, starb Wang Liqiang, und ich kehrte

nach Nanmen zurück, wie schon erwähnt allein. Da war es, als ob ich zum zweiten Mal als Adoptivkind in eine neue Familie käme. Es kam mir oft so vor, als seien Wang Liqiang und seine Frau Li Xiuying meine wahren Eltern gewesen, während ich in dieser Familie in Nanmen nur aus Gnade und Barmherzigkeit geduldet würde. Dieses seltsame Gefühl der Distanz und Fremdheit hatte ich erst seit dem Brand in meinem Elternhaus. Ich sah nämlich Flammen aus dem Dach schlagen, als ich in Begleitung meines Großvaters, dem ich kurz vorher unterwegs begegnet war, zu Hause ankam.

Ein Zufall wie diese unverhoffte Begegnung war für meinen Vater so verdächtig, dass er uns beide in der ersten Zeit nach dem Brand immerzu so finster ansah, als ob wir an dem Feuer schuld gewesen wären. Sobald ich zufällig einmal neben meinem Großvater stand, fing er an, erregt herumzuschreien, als drohte die von ihm mühsam wiederhergerichtete strohgedeckte Hütte unseretwegen abermals in Flammen aufzugehen.

In dem Jahr nach meiner Rückkehr starb der Großvater. Nun war es zwar vorbei mit dem Misstrauen meines Vaters, doch bedeutete das keineswegs eine Verbesserung meiner Stellung in der Familie. Denn unter dem Einfluss unseres Vaters hatte auch mein großer Bruder eine Abneigung gegen mich entwickelt. Jedes Mal wenn ich in seiner Nähe auftauchte, scheuchte er mich sogleich weg. Dadurch entfremdete ich mich immer mehr von meinen Geschwistern, und da die anderen Kinder im Dorf stets mit meinem großen Bruder zusammensteckten, hatte ich auch mit ihnen kaum noch Kontakt.

So blieb es nicht aus, dass ich häufig nostalgisch an das Leben im Haus von Wang Liqiang, an meine Spielkameraden und unzählige schöne Erlebnisse in Sundang zurückdachte, wobei ich freilich auch ein paar traurige Erinnerungen nicht verdrängen konnte. Dass ich, in Gedanken an die Vergangenheit versunken, oft mutterseelenallein am Teich saß, mal vor mich hin lachte, mal bitterlich weinte,

empfanden die Dorfbewohner als überaus befremdlich. In ihren Augen wurde ich mehr und mehr zum Sonderling. Das ging so weit, dass sie mich später als Argument in ihren Streitigkeiten mit meinem Vater benutzten: Einen derartigen Sohn, schimpften sie, könne wirklich nur ein Lump wie er zeugen.

Während der ganzen Zeit, die ich in Nanmen verbrachte, bat mich mein großer Bruder nur ein einziges Mal um Verzeihung, und zwar als er mich mit einer Sichel am Kopf so schwer verletzte, dass mein Gesicht blutüberströmte war.

Es geschah in unserem Ziegenstall. Anfangs war mir gar nicht klar, was passiert war, warum mein Kopf plötzlich so schlimm schmerzte. Ich merkte nur, dass mein Bruder sich auf einmal so anders verhielt. Erst später spürte ich, wie das Blut über mein Gesicht strömte.

Der Große stand völlig verstört in der Tür und bat mich, das Blut abzuwaschen, doch ich stieß ihn zur Seite und schlug den Weg zum Dorfeingang ein, zu unserem Vater auf dem Feld. Die Dorfbewohner waren dabei, auf dem Gemüseacker Dünger auszubringen, ich roch den Jauchegestank schon von Ferne, denn es ging ein leichter Wind. Als ich mich dem Feld näherte, schrien ein paar Frauen entsetzt auf, und ich sah undeutlich, wie meine Mutter auf mich zugerannt kam. Sie fragte mich etwas, aber ich beachtete sie gar nicht und steuerte unbeirrt auf den Vater zu.

Der hielt den langen Stiel einer vollen Jauchekelle, die er gerade aus der Tonne gezogen hatte, unbeweglich in den Händen, während er mir entgegensah.

Ich hörte mich sagen: »Der Große war's!«

Da schleuderte mein Vater die Kelle auf die Erde, sprang auf den Feldweg und rannte ins Dorf zurück, so schnell ihn die Füße trugen.

Was ich aber nicht wusste: Nachdem ich weggegangen war, hatte der Große sich den kleinen Bruder geschnappt und auch ihm mit der

Sichel eine Gesichtswunde zugefügt. Dabei erklärte er ihm, noch ehe der Kleine losheulen konnte, warum er das getan habe, und entschuldigte sich bei ihm, ebenso wie er mich um Verzeihung gebeten hatte, nur dass er bei dem Kleinen, anders als bei mir, damit Erfolg hatte.

Als ich nach Hause kam, erlebte ich nicht etwa die Bestrafung meines großen Bruders – nein, ich war es, auf den der Vater mit dem Strohseil in der Hand unter der Ulme wartete!

Aufgrund der falschen Anschuldigungen meines kleinen Bruders war der ganze Hergang komplett auf den Kopf gestellt: Weil ich den Kleinen mit der Sichel verwundet hätte, habe der Große mir zur Strafe die blutige Gesichtswunde verpasst!

Mein Vater fesselte mich an den Baum und versetzte mir eine Tracht Prügel, die ich mein Lebtag nicht vergessen werde, zur Gaudi der anderen Dorfkinder, die einen Kreis um uns bildeten und von meinen Brüdern wichtig-tuerisch aufgefordert wurden, Abstand zu halten.

Von da an führte ich auf der letzten Seite meines Aufsatzheftes zwei Tabellen, in denen ich mit Symbolen – einem großen für meinen Vater und einem kleinen für den älteren Bruder – jede Züchtigung verzeichnete, die ich erlitt.

Dieses Schulheft habe ich all die Jahre aufbewahrt, doch wegen des Modergeruchs, der heute davon ausgeht, kann ich meine wilden Rachegefühle von damals gar nicht mehr nachvollziehen, empfinde nur mehr eine gewisse Verwunderung. Und diese Verwunderung ruft ihrerseits in mir die Erinnerung an die Weidenbäume in Nanmen wach. Ich erinnere mich, dass ich eines Morgens im Vorfrühling an den trockenen Zweigen der Weiden zu meiner Überraschung lauter zarte grüne Triebe entdeckte. Wenn mir dieser zweifellos doch wunderschöne Anblick nach den vielen Jahren wieder so deutlich vor Augen steht, so ist er nun erstaunlicherweise eng verbunden mit jenem Aufsatzheft, dem Symbol für die Demütigungen, die ich

in meiner Kindheit erlitt. Vielleicht ist dies ja das Wesen unserer Erinnerung: Sie überkommt uns einfach so und überwindet allen Groll in diesem unserem Erdenleben.